Bibi.

Skizze von Runar Alm. Uebersetzung aus dem Schwedischen von M. Hüttig.

Wo die Marsch am einsamsten war, da stand am Strande eine einzige Hütte. Dort wohnte der Fischer Truls mit seinem Sohn. Truls war noch jung und sein Weib war ihm vor dreizehn Jahren gestorben, doch nie kam es ihm in den Sinn, daß er noch einmal heirathen könne.

Sein Weib ging dahin, als es dem Erstgeborenen das Leben gab. Anfangs haßte der Vater das Kind, das ihm sein ganzes Glück genommen, später ertrug er es und fing an es zu lieben.

Aber nicht lange, und er mußte auch den Sohn dahingeben.

Das geschah in einer finsteren Sturmnacht. Dort draußen an den tückischen Felsenriffen kenterte ein Schiff und versank mit Mann und Maus. Truls wußte genau, daß er nicht zu helfen vermochte. Aber wie der Mensch oft gegen alle Vernunft doch einem inneren Antriebe gehorcht, so that auch Truls — er mußte einfach. Was konnte er aber allein ausrichten?

Ein einziger Mann in einem Kahn in die Brandung hinaus, im rasenden Sturm zu dem sinkenden Wrack hin — war das möglich? — Und dennoch. In fieberhafter Eile machte er das Boot frei. Die Hilferufe der Schiffbrüchigen klangen ihm wie dumpfes Todtengeläut ins Ohr. Aber zu eilig hatte er's: der Kahn war zertrümmert, ehe er drin saß. Das war nichts Merkwürdiges — solches geschieht viel öfter, als man glaubt.

Seltener aber geschieht es, daß eine offene Matrosenkiste mit einem Kindchen von dem verunglückten Schiff her den Strand erreicht, wie es an jenem Abend der Fall war.

Während Truls mit seinem Boot zu thun hatte, sah sein Junge eine Kiste, von den schäumenden Wellen hin und her gescheudert, immer näher treiben. Und er lief an dem flachen Strande der Brandung in die Arme, erfaßte die Kiste, hielt sie fest, als die Welle sie ihm entreißen wollte, bekam sie herum, gab ihr einen kräftigen Stoß, daß sie ans Land flog, verlor den Halt, wurde von der nächsten Welle hinausgezogen — und fand im tosenden Wasser sein frühes Grab.

Truls begriff zuerst nicht, was geschehen war. Er rief den Sohn beim Namen, bis er vermeinte, keinen Athem mehr übrig zu haben. Er wußte, daß der Sohn dort draußen war, daß er ihn nie, nie wiedersehen würde, und doch rief er nach ihm die ganze Nacht. Da saß er neben der Kiste und schrie wie ein Wahnsinniger in den Sturm hinein. Das gerettete Kind schrie in der Kiste, bis es einschlief, erwachte und schrie wieder, ohne daß Truls es hörte. Schließlich erschlafften ihm die Kräfte vor Verzweiflung und Anstrengung, daß er stundenlang auf dem Sande lag, an allen Gliedern kalt und steif.

Das Kind mochte zwei bis drei Jahre zählen. Der vereinsamte Mann nahm es zu sich ins Haus, legte es in das Bett des Sohnes und stillte seinen Hunger. Dann nahm es in allen Dingen des Sohnes Stelle ein, außer in seinem Vaterherzen. Ein kleines Mädchen mit zarten, feinen Gliedern, anstatt des flinken kräftigen Jungen, war nun sein Kind. Er suchte die ausgewachsenen, kleinsten Sachen seines Knaben hervor, zog sie dem Kinde an, sorgte für sein leibliches Wohl — weiter aber auch nichts.

Die Pflege, die das arme Fischerkind bei Truls genoß, konnte nur als Verwahrlosung bezeichnet werden. Und doch wuchs da ein Mädchen heran, das frisch und gesund, gar herzig zu lachen verstand. Sie war auf sich selbst angewiesen, einsam wie ihr Pflegevater, der nie mehr als das Allernothwendigste zu ihr sprach.

Es war, als könne er seine eigene Stimme nicht vertragen, die seit jener fürchtlichen Nacht, wo er den Sohn aus dem offenen Wellengrabe hatte zurückrufen wollen, jeden Klang verloren hatte.

Und was sollte er auch sagen? Das Schicksal gab und nahm ja doch ungefragt.

Der Mann haßte das Kind im tiefsten Innern seiner Seele, und doch vermochte keine Macht der Welt, es ihm zu nehmn.

„Gebt es ins Armenhaus", riethen die Leute.

„Nein", beharrte er und blieb fest und stumm wie eine Mauer. Und wenn sie ihn fragten, warum er ein Geschöpft behalten wolle, das ihm doch nur eine Last sei, dann war seine Antwort stets dieselbe:

„Der Junge hat sein Leben für sie lassen müssen, sie ist sein Vermächtniß."

Ganz ebenso würde er einen Revolver behalten haben, womit sein Sohn sich erschossen hätte, auch wenn er diese Waffe schließlich hätte hassen müssen.

Auf welche Weise er den Sohn verloren, das blieb sich völlig gleich. Das Leid hatte den Aermsten so grausam heimgesucht, und oft erschien es ihm unfaßlich, daß nach diesem Unglück doch alles um ihn her so unverändert blieb: er selber blieb seiner Arbeit treu, er fischte, er bebaute sein Land, kochte sich seine Mehlzeiten, fegte seine Stube aus — da war nichts anders geworden. Oft aber ergriff ihn eine namenlose Erbitterung, daß er dies alles thun mußte, um zu leben ohne Glück und Ziel.

Wenn aber die Leute von ihm sprachen, dann schüttelten sie wehleidig die Köpfe und meinten:

„Seit jenem Tage ist er ein anderer geworden, ganz, als ob es mit ihm nicht ganz richtig wäre!"

Als das Mädchen noch ganz klein war und im Bettchen nach der Mutter schrie, da nannte es sich „Bibi". Deshalb wurde sie vom Pastor unter dem Namen Brita ins Kirchenbuch eingetragen — „Brita, Findling beim Fischer Truls im Strandbild", las man da, aber der Fischer nannte sie Bibi, und den Namen behielt sie ihr Leben lang.

Sie war nun längst in dem Alter, da andere Kinder zur Schule gehen, aber noch konnte sie weder schreiben noch lesen. Das lag viel daran, daß im Lande noch kein geordnetes Schulwesen herrschte und die Kleinen den ersten Unterricht von den Eltern erhielten. Dann war es weit vom Strandbild bis zur nächsten Hütte. Truls aber verstand von Bücherweisheit selbst nicht viel und kümmerte sich auch in dieser Hinsicht nicht um Bibi, die keinen anderen Menschen als den Pflegevater kannte.

Da zog einmal ein junges Ehepaar dort hinaus. Eine Mauer wurde zum Schutze gegen das dräuende Meer erbaut, eine Hütte wurde aus frischem Holz errichtet, und als sie fertig war, da stand sie stolz und fein mit blanken Scheiben, weißem Strohdach und eisenbeschlagener Thür zwischen zarten Stämmen im frisch aufgegrabenen Land.

Truls sah voller Unwillen, daß er nun Nachbarn dulden mußte. Ja, als er noch jung war, da hatte er sich nach ihnen gesehnt, aber nun hatten die vielen Jahre trauriger Einsamkeit den einst so lebenslustigen Mann zu einem Einsiedler gemacht, der die Nähe der Menschen zu hassen begann.

Das junge Weib aber, das dem Gatten in die Einöde gefolgt war, brachte Lebenskraft und Jugendfreude mit. Sie stand wie in einem Strahlenkranz vom Sommerglück und Sonnenschein, und keinen Augenblick dachte sie daran, daß es hier draußen einsam und düster werden könnte. Sie hatte das Wort von „der großen Liebe" nie vernommen, denn die beiden sprachen überhaupt nicht von der Liebe. Aber was war es anderes als die Macht dieser großen Liebe, die das Leben leicht machte und die schwere Mühe des Ansiedlers in eitel Lust verwandelte?

Als die junge Maren das verwilderte Kind, das sie für einen Knaben hielt, erblickte, wollte sie mit ihm reden, mit ihm spielen und seine Hilfe im Gärtchen haben. Das schien ihr aber ebenso schwer, wie ein junges Reh einzufangen. Erst nach Wochen und Tagen begegnete Bibi frei dem freudigen, hellen Blick der jungen Frau. Und sie verstand ihn. Ihr war, als sei ihr plötzlich die Sonne aufgegangen in all ihrem Glanz. Langsam, wie gezogen von einer unsichtbaren Macht, schlich sie näher und setzte sich neben Maren auf die Schwelle.

Es war an einem Abend beim Sonnenuntergang. Still und einsam lagen Meer und Strand, wohin das Auge blickte, einsame, ruhige Stille. Maren zog das Kind an ihre Brust und hatte nur ein gütiges Lächeln für ihren großen Sieg. Leise glitten ihre Finger über des Kindes Stirn und Haar, das blond wie gesponnenes Gold sich um das Gesichtchen schmiegte, blickte in die blauen Augen hinein und hatte zum erstenmal in ihrem Dasein eine Ahnung von der Größe und Heiligkeit des Mutterglücks.

Sie brannte vor Lust zu reden, Märchen und Abenteuer zu erzählen, zu singen und zu spielen mit dem neu gewonnenen Freund. Aber sie fürchtete, ihn dadurch wieder zu verscheuchen.

„Liebes, theures Kind!" das war alles, was sie über die Lippen brachte.

So war denn die Freundschaft geschlossen, aber diese erste Begegnung fand darauf bald ein rasches Ende. Denn von großer Scheu ergriffen, riß sich Bibi los, floh in Truls alte Hütte hinein und warf sich auf ihr Bett, wo sie mit laut klopfendem Herzen wie ein aufgescheuchtes Vögelchen um ihre Ruhe kämpfte.

Aber schon am nächsten Morgen stand sie in aller Frühe vor dem blanken Fenster und versuchte einen Blick hinein zu thun. Und wieder nach einigen Tagen war ihr Aufenthalt mehr im neuen als in dem alten Häuschen. Bald befand sich Bibi nur noch in Truls Stube, wenn sie speiste oder schlief.

Als die junge Frau erfuhr, daß dies zarte Wesen in Knabenkleidern ein Mädchen war, ward sie freudig überrascht. Sie kämmte und wusch ihr Haar, lehrte sie, sich schmuck und sauber zu halten, wusch und flickte das Jäckchen und die alte Wäsche, aber noch mußte Bibi die Knabenhöschen tragen, die waren ihr noch nicht zu kurz, aber bald zu eng über den Hüften, doch das Leder hielt.

„Wir müssen dir Röckchen und Kleidchen nähen", sagte eines Tages Maren. „Du sollst spinnen, nähen und weben lernen — meine treue Stütze sollst du einmal sein."

Von nun an begann für Bibi ein neues Leben. Sie lernte leicht und rasch alles, was Maren sie zu lehren verstand.

Truls sah es und schwieg dazu.

Da kam einmal ein Spinnrocken in seine Stube. Den hatte der Nachbar für Bibi gebracht, und Truls stellte seinen Stuhl dichter an die Wand, sagte aber kein Wort. Nun saß Bibi oft den ganzen Tag am Spinnrocken und ließ fleißig das Rädchen schnurren, denn sie mußte doch neue Kleider haben. Truls that, als sähe er sie nicht. Er stellte ihr wie immer zu den Mahlzeiten das Essen auf den Tisch, selber aß er am liebsten neben der Herdkante.

Bibi hatte sich an seine Art gewöhnt, ohne je Zuneigung für ihn zu empfinden. Dies war auch kaum zu verlangen von ihr, die sie jetzt erst erkennen lernte, was Freundschaft und Kindesliebe war. Bei der Nachbarsfamilie lernte sie es.

Hier wiegte sie ein kleines Menschenkind nach dem anderen in den Schlaf, dann durfte sie mit den Kleinen spielen, je nachdem sie größer wurden. Das war reizend und eine immer neue, liebe Arbeit für Bibi.

Nur des alten Pflegevaters Stübchen sauber und aufgeräumt zu halten, das war eine schwere Arbeit. Jeden Morgen scheuerte sie Bänke, Tisch und Stühle mit einer von Maren geschenkten Bürste so lange, bis sie die blitzblanke Sauberkeit nur zu unterhalten brauchte; sie hatte es von der Maren gelernt, zwischen Reinlichkeit und Unordnung zu unterscheiden.

Truls sträubte sich gegen die neue Ordnung. Zwar nicht mit der That oder mit Worten, doch aber in seinem Herzen. Er wollte nichts sehen, nichts wissen. Es sollte alles so bleiben, wie es war: kalt und todt. Um ihn — und in ihm erst recht. So kämpfte er sich zu einer Art Stumpfheit hindurch, die er instinktiv überall zur Schau trug, ohne daß er eigentlich selber wußte, warum.

Bibi war inzwischen sechzehn Jahre alt geworden und konnte in ihrer Art für ein hübsches Mädchen gelten. Sie hatte keine Sehnsucht nach einer Welt, die sie nicht kannte, sie hatte ja nie die Berge geschaut, welche verheißungsvoll winken, und das Meer hatte sie lieb.

Da geschah es eines Tages, daß Truls mit seinem Fischernetz heimkehrte. Bibi saß mit dem Spinnrocken in der schmalen Thüröffnung und summte bei der Arbeit ein lustiges Lied.

Da blieb Truls plötzlich wie angewurzelt stehen und sah zu ihr hinüber. Noch nie vorher glaubte er so viel traute Schönheit geschaut zu haben. Goldig leuchteten ihre langen Flechten im Nacken, ihre Haut trug jenen Schmelz, den Sonne, Licht und Luft der Jugend leihen, und ein warmer Hauch lag auf ihren frischen Wangen. Wie sie hier in ihrer bunten Tracht fleißig arbeitend saß, bot sie ein entzückendes Bild echter Weiblichkeit, und Truls hatte die Empfindung, als sähe er heute zum erstenmal.

War es denn ein Traum — eine Erscheinung? —

Er schloß die Lider, wandte sich nach der anderen Seite — es half nichts: wenn er wieder hinsah, war sie es ja doch — Bibi, sein Findelkind.

Da stürmte er an ihr vorbei in die Stube hinein, setzte sich einen Augenblick auf die Bank und drückte die Hände vor die Augen. In seinem Kopfe drehte sich alles um und um. Dann gab er sich einen Ruck, stand plötzlich vor ihr, nahm das Spinnrad und stellte es auf den Tisch.

„Setze dich da oben und spinne!" befahl er mit seiner rauhen und doch jetzt veränderten Stimme.

Und ehe Bibi ein Wort der Entgegnung fand, hatte er schon den Stuhl mit dem Mädchen darauf in einem einzigen Griff auf den Tisch gehoben.

Das Mädchen wußte kaum, wie das alles geschehen konnte, und mit einer seltsamen Beklemmung in der Brust that sie nach seinem Geheiß; ihre flinken, nackten Füßchen setzten das Rädchen in Bewegung, ließen es kreisen, als wenn es ums Leben ginge.

„Singen mußt du dabei!" befahl er nun.

Aber Bibi schüttelte nur das Köpfchen, die Kehle war ihr ja wie zugeschnürt.

Da setzte sich Truls auf die Fensterbank und sah ihr zu. Durch die offene Thür blickte er zum Meer hinab, wo die Sonne unterging mit rosigem Schein, der auch den sonst so düsteren Raum erhellte, und mitten im Sonnenglanz saß sie, die das Meer ihm geschenkt, als es ihm den Sohn nahm.

War er denn nicht schon längst alt, todt — war er nicht zweimal gestorben? Zuerst, als sein Weib sein Leben für den Sohn lassen mußte, und dann, als sein Sohn um dieses Kindes willen den Tod ereilte? Den Sohn hatte er gehaßt, bis er ihn lieben mußte, und da hatte er ihn verloren. Seitdem haßte er dieses Kind bis — ja, bis er es hatte lieben lernen.

Jetzt also nahte der Augenblick, wo er es verlieren sollte.

In dieser Nacht floh der Schlaf den einsamen Mann. Er ging an den Strand und setzte sich dorthin, wo die Wellen seinen Fuß erreichten. Und er vermeinte, diese Wellen reden zu hören.

„Mußt du sie denn lassen?" fragte die eine.

„Hast du ihr nicht alles gegeben, was dein war? Nimm sie dir zum Weibe!"

„Nein!" flüsterte die andere. „Du bist alt und zweimal todt, sie ist jung und schön, sie paßt nicht zu dir, der du ihr nichts weiter gabst als deinen Haß!"

Weiter hörte Truls nichts, aber die ganze, tiefstinstere Nacht summten es ihm die Wellen in die Ohren.

Als die Sonne aufging, da erhob sich Truls und sprach es laut vor sich hin: „Weshalb sollte ich sie verlieren? Ich nehme sie mir zum Weibe — alles bin ich ihr gewesen!" Und setzte scheu, wie ein Dieb hinzu:

„Sie kennt keinen Mann als dich allein, sie weiß auch nicht, was Liebe ist. Eile, ehe es zu spät wird!"

Dann spülten die Wogen wieder stürmisch an den Strand, und er ging zurück, setzte sich wieder zu ihnen.

„Wer ist sie wohl, die das Meer dir brachte?" So fragten sie wieder leise, eindringlich. „Könnte sie nicht deines Sohnes Braut sein? Und du könntest wollen, daß sie nie des Lebens höchstes Glück erfährt — nie die Liebe findet?!"

Da verspürte er einen stechenden Schmerz in der Brust und glaubte schier vergehen zu müssen vor Leid.

Lange saß er, die Arme auf die Knie gestützt, den Kopf in die Hände. Doch endlich erhob er sich wankend, Todestrauer im Blick — ein alter Mann.

Unsicheren Schrittes suchte er des Nachbarn Hütte auf und traf Maren, die eben die Kinder wecken und anziehen wollte.

„Guten Morgen," sagte er kurz. „Bibi muß fort. Ich habe ihr lange genug Haus und Heim gewährt, lange genug für sie gesorgt und gearbeitet. Jetzt aber hat's ein Ende."

Truls wußte selbst nicht, woher ihm die harte Rede kam, und das junge Weib stierte ihn an, als wär' er ein Gespenst und nicht ein Mensch aus Fleisch und Blut.

Krachend hieb seine Faust auf den schwachen Thürrahmen ein.

„Hörst du, was ich sage? — Ein Ende hat's dann t!! Ich will Frieden haben für mein Alter, ja, Frieden will ich! Das Mädel muß fort zu fremden Leuten, soll sich sein Brot selber verdienen. Hörst du? Du zeigst ihr den Weg zum Dorfe, wo du die Menschen kennst."

Damit wandte er sich ab und wollte wieder gehen. Dann aber hemmte er den Schritt, strich mit der schwieligen Rechten über die Augen, und es klang wie ein Schluchzen, als er es sagte:

„Aber bringe sie zu guten Menschen, daß sie nicht leidet. Ich — ich kann sie nicht mehr sehen."

So schritt er den geraden Weg zum Strande hinab, löste sein Fischerboot und blieb lange Tage unterwegs.

Und der Einsame seufzte und klagte: „Nun sterb' ich zum drittenmal! Wie lange wird dies Leben währen?"

Bei Tante Stephanie.

Von Elisabeth Kuylenstjerna.

Erna wünschte, daß es regnete. Sie guckte jeden kleinen Wolkenzipfel mit großen, erwartungsvollen Augen an. Aber wenn er gemächlich fortsegelte und sich in dem strahlend blauen sonnefunkelnden Licht auflöste, dann wurde Erna's Blick ganz dunkel und tief von Thränen, die doch nicht fallen durften. Was hätte sonst Tante Stephanie gesagt!

Tante war übrigens gar nicht streng. Nein, im Gegentheil sanft und weich und fein. Man konnte sie gar nicht ansehen, ohne an kandirte Früchte und an Spitzenmanschetten zu denken.

Als sie hier im Badeort — demselben, den Tante Stephanie seit einem Vierteljahrhundert frequentirte — angekommen waren, hatte sie eine ganze Deputation der Honoratioren der Stadt empfangen und Tante Stephanie willkommen geheißen. Nach Erna hatte Niemand mehr gefragt als nach irgend einem andern stummen Diener, so einer Art altmodischen Kleid rhänger, auf den man so viel hinaufhängte, als er eben nur tragen konnte.

Aber Tante Stephanie ignorirte Niemanden. Mit ihrer dünnen hellen Stimme, deren Laute so zitterten, wie wenn man auf sprödes Glas schlägt, sagte sie: „Hier, meine lieben Freunde, stelle ich Euch ein junges Ding vor, das ich mitgenommen habe. Die kleine Erna Scholle. Ihre schmalen Wangen hatten ein bißchen Farbe nöthig. Und dann soll sie mir Alten auch bei manchem ein bißchen behilflich sein. Kannst Du diesen Karton nehmen, mein Herz, und dann den Shawl, danke! Warte noch einen Augenblick, Kind, nimm auch den Plaid und das Reisekissen mit. Ja, junge Schultern tragen leicht. Es ist doch solch etwas reizend Frisches um die Jugend!"

Erna war unwillkürlich beschämt erröthet. Sie wußte ganz wohl, daß sie wie eine verkümmerte, vernachlässigte Fensterpflanze aussah, die nach Norden steht. Es war so wenig Sonne auf die Herzblätter ihres Wesens gefallen. Ihr Heim — ach, daran wollte sie jetzt gar nicht denken, das war nur etwas Häßliches, Trauriges und Blasses, das sie lieber vergessen wollte.

Tante Stephanie hatte einmal vor langer Zeit ihre Eltern gekannt; und eine Woche, nachdem der Vater an seiner abgespielten Orgel in der Armenhauskirche an einem Sonntag gestorben war, gerade als er „Nun danket alle Gott" anstimmen wollte, war die Mutter mager, bleich und trauernd bei ihrer ehemaligen Freundin herumgegangen und hatte versucht, sieben unversorgte Kinder anzubringen, die die Verfeinerung, die Genußsucht und die rettungslose, unausrottbare Armuth der Eltern geerbt hatten.

Tante Stephanie hatte für Erna Verwendung. Ihr letztes „besseres junges Mädchen" hatte sie eben verlassen. Sie machten heutzutage solche Prätentionen, waren nicht mehr mit einem „wirklich herzlichen Familienanschluß" zufrieden, sondern verlangten obendrein noch Lohn.

Erna hatte nichts verlangt. Sie knixte und war dankbar. Sie saß still und schwarzgekleidet den ganzen Winter lang neben der Tante und sehnte sich nach dem Sommer. Einem Sommer auf dem Lande mit frischem grünem Gras, in das man sich der Länge nach hineinwarf, Wasser, in das man untertauchen konnte wie in Seidenbaunen, große, rauschende Bäume, um darunter zu träumen....

Jetzt war sie auf dem Lande und es war Johannistag. Tante Stephanie hatte ihr ein weiß-schwarz karrirtes Baumwollkleid geschenkt, mit hohem Stehkragen und langen Aermeln. Das hatte sie heute zum ersten Male an, aber ihr Sinn stand die ganze Zeit nach dem weißen Leinenkleidchen, das Mama ihr einmal genäht hatte; es lag ganz einsam in einer Lade, ganz einsam — armes Kleid.

Den ganzen Vormittag hatte sie ihre gewöhnlichen Verrichtungen zu besorgen gehabt, die Blumen begossen, Taschentücher gesäumt und aus den „Lebensregeln eines Weisen" vorgelesen. Jetzt hielt Tante Stephanie ihr Mittagsschläfchen, und Erna hatte augenblicklich keine andere Pflicht zu erfüllen, als zur Hand zu sein.

Sie saß auf der Veranda, die Hände im Schooße, und lauschte zerstreut den tiefen Athemzügen der Tante. Sie hatte keine bestimmten Gedanken, nur eine zehrende Sehnsucht nach dem Unerlebten, und die war in dem Blick gesammelt, der den fröhlichen Schaaren folgte, die festlich geschmückt unten auf dem Wege vorübergingen.

Es waren junge Männer und Mädchen mit fröhlichem Lachen und frischen Bewegungen, mit schönen Kleidern und klaren Stimmen. Sie hatten die Arme voll Blumen und grünem Laub, und sie wußte, daß sie sich nun unter fröhlichen Scherzen helfen würden, den Maibaum dort oben auf dem grünen Plateau am Waldessaum zu bekränzen. Selbst hatte sie nie einen Maibaum schmücken geholfen. Aber Mama hatte erzählt, wie es in ihrer Jugend zugegangen war, und das mußte ganz entzückend gewesen sein. Und dann der Tanz — wieder und wieder ging ihr der einzige Walzer, den sie kannte, durch den Kopf, und sie summte ihn ganz still mit geschlossenen Lippen. Lärm machen durfte sie nicht, wenn Tante Stephanie Nachmittag ruhte.

Still — still — still!

Still lag das grüne Laub des Badeparkes unter den Fenstern der Villa.

Still schlichen sich die Wellen zum Strande, blaß und müde blickten sie zwischen den Bäumen auf.

Still, schlaff fielen die Gardinen vor den offenen Fenstern herab. Die Vögel schlummerten in den Zweigen.

Still — still — still.

Wie lange Tante Stephanie schlief, die Ungeduld prickelte Erna bis in die Haarwurzeln und machte die Innenfläche ihrer Hände so heiß, als ob sie Fieber hätte. Ein wildes Verlangen packte sie, irgend etwas Unerlaubtes, etwas Gräßliches zu thun. Wie zum Beispiel die Tante mit einem Grashalm unter die Nase zu kitzeln. Wie lustig es aussehen würde, wenn der Schnurrbartflaum auf den aristokratischen Lippen sich beleidigt sträubte und die Nase sich runzelte wie ein alter Handschuh. Sie verspürte plötzlich solche Lachlust, daß sie sich fest, fest auf die Lippen beißen mußte.

Aber das Leben in ihr erlosch bald wieder, und sie wurde ganz still. Neue Bilder glitten vorbei, neue Versuchungen. Sie wollte geliebt werden. Sie hatte hier im Badeorte so viele verlobte Mädchen gesehen, und es hatte so wunderlich in ihren eigenen mageren knochigen Armen gezuckt, wenn ein weißer weicher Mädchenarm sich vertrauensvoll in den des Bräutigams schob. Heute Abend würden sie miteinander tanzen, heute Nacht würden sie heimgehen, eng aneinander geschmiegt, Wange an Wange. Sie erinnerte sich der Worte — und sie wurden zu einem Akkord, der ihre Träume gleichsam begleitete.... Der Worte, die Sviliskty geschrieben: Im Juni, in der hellsten Nacht...

Aber so wach' doch auf, Tante Stephanie, so wach' doch auf. Ach, daß Chinin und Sanatogen so schrecklich kräftig wirken können!

Erna rang ihre schmalen Finger in nervöser Verzweiflung. Die Tante verschlief ja all ihre Johannisfreude. Wenn es geregnet hätte, würde sie sich nicht so viel daraus gemacht haben, hier sitzen zu müssen, aber so! Der Tag wurde immer herrlicher. Das Licht bekam ganz zauberische Färbungen, die so schmeichelnd warm über Land und Wasser glitten, als brächten sie des Sommers Liebesbotschaft.

Um sieben Uhr sollte die Maistange aufgerichtet werden. Dann würden alle mit in die bunte Kette gezogen, die sich zu einem weiten Kreise schlang. Dann würden sich auch ihr Hände darreichen, oder — sie würde gar den Muth haben, sie selbst dem Tanze — dem Leben entgegenzustrecken...

Wenn sie nur gewagt hätte, sich in die große, glühend heiße Garderobe zu schleichen, wo ihr Bett und ihr Koffer standen. Sie hätte dann rasch das weiße Kleid angezogen und den breiten Gürtel mit den lustig glitzernden Stahlperlen, aber in der nächsten Minute konnte Tante aufwachen. Sie hatte sich eben umgedreht und zweimal „Puh" gesagt.

Eine Viertelstunde verging, noch eine. Jetzt schlug die Uhr sieben, und für eine Sekunde wurde es vor Erna's Augen schwarz. Jetzt gleich sollten die Jungen, die Frohen, den Kreis schließen.

„Herzchen!"

„Ja, Tante."

Erna flog hin. Noch war Hoffnung, und sie wollte schon hervorsprudeln:

„Eil' Dich, Tante Stephanie, dann kommen wir noch zurecht..."

„Ach, ich habe so elend geschlafen. Ja, so ist es, wenn man alt wird. Ha — hach! Hast Du meine Schuhe? Danke. Und das Toupet — ach, nicht so reißen, Kind. So heftige Bewegungen entstellen ein junges Mädchen... Ja, ja, jetzt gehen wir ein Stündchen in den Park an den Strand, und Du sollst mal hören, wie es in meiner Jugend war. So etwas amüsirt kleine Mädchen immer. Nein, heute ist der Johannistag nicht mehr so wie früher einmal. Sie machen solch ein Getöse mit der Maistange, und der Tanz ist geradezu unanständig wild. Du kannst mir schon glauben, das ist wirklich kein Vergnügen, um das man sich zu reißen braucht. Wir essen unsere Grütze und legen uns zeitig nieder, das soll man immer in einem Badeorte.

Und Tante Stephanie klopfte Erna mit zwei blutleeren Fingern auf die Schulter und nickte und lächelte. Ach, lieber Gott, wie gut hatte es doch die Kleine bei ihr.

Und etwas schlaftrunken, wie sie noch war, verglich sie sich beinahe mit dem guten Hirten, der das kleine Lämmchen behütet.

Und der Abend ging. Erna erfuhr, wie gefeiert Tante Stephanie gewesen, wie hell ihre Jugendzeit und wie wunderlich es doch war, daß kein Mann unter all den Tausenden sie hatte erobern können. Sie hörte nicht zu; sie war die ganze Zeit oben am Waldessaum, von wo die Musik so frisch und lockend erklang, und als die Tanzenden dann in das Kurhaus einzogen, da war sie mit dabei, und ihre Wangen glühten von Jugendlust. Aber ihre vorgebeugte, schlante dünne Gestalt wanderte neben Tante Stephanie wie eine seltsame Stütze für ihre kräftige Erscheinung. Gleichen Schrittes ging sie einher, langsam, bedächtig.

Punkt neun Uhr stand die Tante von der Veranda auf und sagte Gutenacht, aber dann mußte Erna sie noch in's Schlafzimmer begleiten und ihr behilflich sein, die locker sitzenden Reize zu lösen, die sie im Laufe des Tages aus einer kahlköpfigen, zahnlosen Greisin in eine charmante ältere Dame verwandelten.

Zuletzt wurde das Abendgebet gesprochen, immer das gleiche, worauf Tante Stephanie der Vorsehung für ihren Frieden mit der Welt dankte und dem „lieben Kindchen" auftrug, sorgsam die Thüren zu schließen — alle Thüren — alle Fenster.

Die Uhr schlug zehn. Es war eine alte Dalekarlier Uhr mit heiserer bellender Stimme, die altersschwach zitterte. Erna hörte es in ihrem Verschlag, wie sie da auf dem improvisirten Bette saß und ihr weißes Kleid in den Armen wiegte. Und schluchzend summte sie die einzige armselige Walzermelodie, die sie kannte, während ihr immer dieselben Worte durch den Kopf gingen: Im Juni, in der hellsten Nacht — — — — —

— Ausgekniffen. „Wie, Sie wohnen nicht mehr bei der Wittwe Kluge? Sie waren doch mindestens 12 Jahre bei ihr und immer sehr zufrieden. Was hat Sie denn plötzlich zu einem Wechsel veranlaßt?" — „Sogar 15 Jahre hab' ich bei ihr logirt und siebenmal bin ich mit ihr gezogen. Aber jedesmal ging es näher an's Standesamt hin, und das wurde mir zuletzt doch zu gefährlich!"

— Nicht standesgemäß. Frau Bankier Koscheles: Moritzche, mei Goldkind, was wirst de singen unsere Gäste heut' Abend bei der Soiree? Sohn des Hauses: Werd' ich singen die schöne Arie: „Sonst spielt' ich mit Scepter, mit Krone und Stern." Frau Koscheles: Gott, was e schofles Lied, wo de dir erlauben kannst, zu spielen mit Doppelkronen!

Das sagt genug.

„Narkotisiren Sie Ihre Patienten vor dem Zahnausreißen nicht?"

Dorfbader: „Nein, die verlieren auch so schon das Bewußtsein."

Vorahnung.

Mann: „Willst Du denn das Huhn so braten? Es ist ja erst halb gerupft!"

Junge Frau: „Das macht nichts. Das verbrennt ja doch mit."

— Selbstbewußt. Direktor (zur verurtheilten Köchin): „Sie werden hier natürlich in der Küche beschäftigt!" Köchin: „Na, da werden Sie einen enormen Zudrang von Sträflingen haben!"

— Der einzige Unterschied. Gast: „Also der Vorstand von dem Bureau da drüben hat jetzt seinen Urlaub?!... Wie verbringt er den eigentlich?" Wirth: „O, da ist kein großer Unterschied! Wenn er Dienst hat, muß ich ihm 's Bier hinüber schicken, und wenn er Urlaub hat, trinkt er 's Bier herüben!"

Gegenseitige Ueberraschung.

Bei einem jungen Ehepaare ist es das erstemal zu einem ernsten Streite gekommen. Wüthend rennt der Gatte aus dem Hause; die junge Frau beschließt in ihrem Zorne, zu ihren Eltern zu reisen, und läßt einen Zettel zurück mit der Notiz: „Ich bin auf einige Tage verreist."

Von den Eltern überredet, kehrt sie aber schon am nächsten Tage zurück. Der Zettel liegt noch am alten Platz und hinter ihren Worten ist von der Hand des Eheherrn vermerkt: „Ich auch."

Mißtrauisch.

„Schon wieder ein Artikel gegen die Trunksucht! . . . Mir scheint, bei dem Redakteur hat auch die Frau die Hosen an!"

— Ach so! Moritz: Nun, Isidor, wie geht's, was macht dein neues Geschäft, was wirft es ab? Isidor: Na, was wird's abwerfen bei den schlechten Zeiten, nicht viel, ich denke, so gegen drei Prozent. Moritz: Nur drei Prozent? Isidor: Was denkst du, meine ich doch, für die Gläubiger.